Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Die Marquardten [Schluss]
Autor: Baumgartner, Oskar G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572809

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gezählt. — Geh im Frieden, Pilger!" Glaubt man nicht, im Lande der Patriarchen zu wohnen?

Es ist leider wahr, ich könnte doch nicht hier bleiben mit meiner Unruhe in den Füßen und Fingern. Ich bin verdorben von der Welt. Diese Einsamkeit ist zu gewaltig für einen, dem der Tingeltangel der irdischen Narrengasse alle Nerven bewegt. Aber ich beneide euch. Ich möchte sein wie ihr, Menschen zu hinterst und zu oberst auf Erden. Ich möchte mich an diese Einsamkeit gewöhnen, ehe die große Einsamkeit des Todes mich zwingt — gern oder ungern — einsam zu werden.

Nimm den Sack, Thieco! Avanti! Und vorwärts zu den sibyllinischen Gipfeln!

(Fortsetzung folgt).

Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als der Marquardt vernahm, wie die Marei zuwege und wieder frischen Willens wäre, machte er sich an einem hellen Septembervormittag auf gen Münsterlingen in den Spittel. Sein Weg aber führte ihn durch den Wald, und da standen schon alle Büsche rot, und hin und wieder rieselte das Laub durch die Aeste zu Boden; hoch oben aber in den Wipfeln tönte von Zeit zu Zeit ein verlorenes Finkenpfeifen. Ueberall über den Waldboden gesät lagen Buchnüßchen und Eicheln, und war alles überreif und braun und welk und spät; denn es lag ein heißes Jahr dahinter.

Als der Marquardt am Pleienhof vorüberkam, hielt er ein Weilchen an und sah hinüber. Der Hof lag still da und mit geschlossenen Fenstern, gleich einem, der mit wachen Augen schläft und also einen unheimlich und gespenstig anstarrend. „Du Pleienhof," sprach der Marquardt da zu sich selber, „du schläfst nun und der Wald auch, und die Büchs' und die Hasen schlafen — und mein Leben von ehemals und ich selber bald. Du hast mich lachen und fluchen hören und jägen und Büchse knallen und glücklich sein. Nun ich Lump und ein Bettler bin und gleich den Weibern zu jedem Habermus flenne, da schweigst und schläfst du. Oder du siehst gar über mich weg, hochmütig und starr und mit schimmernden Fensterbrillen, wie meine andern Jagdgenossen. Und doch hab' ich dir die Hasen in die Küche getrieben. Oder bist du blind und stumm geworden, wie meine Marei, magst weder sehn nach mir, noch zu mir reden in meinem Elend? Ich bin allein. Ich weiß es wohl, daß ich immer allein war, bei dir und den andern, ob ich fluchte oder lachte, Büchse knallte oder unglücklich war ... Nun aber sagen sie, daß mein Weib zu mir reden wolle, Pleienhof, und ist doch stumm und vom Schlage gerührt, und will zu mir reden! Ei, ei, und ihr alle, da ihr verstummt seid, da habt ihr erst zu mir geredet, Pleienhof!" Aber da rief ihn der Fink wieder, fernher, ganz fern, rief um Antwort. „Ich komm, ich komm schon!" sagte der Marquardt und ging weiter durch den reifen roten Wald.

Wie er ein halbes Stündlein oberhalb des Sees aus den schattigen Stämmen trat, mußte er einen Augenblick das Gesicht mit der Hand beschatten, also blendete ihn das helle blitzende Auge des Sees und die warme rote Septembersonne, die über der grünen Uferhalde und in den braunen Bäumen und Wäldchen spielte. Und da draußen, zu äußerst auf einer Halbinsel im See, lag schimmernd und sonnig das weiße Gemäuer des Spittels zu Münsterlingen und grüßte herauf, freundlich und weiß, wie das schimmernde Lächeln einer Kranken. Also daß dem Marquardt weh ums Herz ward bei all der warmen roten Herbstpracht und er still und traurig und langsam niederstieg durch die Wiesen. Und je näher er dem Spittel kam, umso langsamer trugen ihn seine Schritte, und umso schwerer lag es ihm über der Brust, bis er mit einem Male unter dem schmiedeisernen Tore stand und hineinsah über den Kiesweg und die Rosenbeete, die duftenden, und den Springbrunnen... Und da, in einen hohen Stuhl gegen dunkle Gebüsche aufrecht gebettet und von Genesenden und Kranken umgeben, lag die Marei, in weißen Linnen, weißen Gesichtes und mit weiten offenen Augen, lächelnd gleich einem Helgelein. Und alle sahen und sprachen zu ihr. Sie aber lächelte und schaute nur immer nach dem hohen schmiedeisernen Tore, da er kommen mußte und nun stand: braun und breit und dunkelbärtig und verlegen — schaute und lächelte. Und dann war er mit einem Male dicht bei ihr, und sein Kopf lag auf ihren Linnen, und sie fühlte ihn und hob langsam und mit Mühe die weißen schlanken Arme und legte ihm die schmalen Hände auf das wilde Haar. Und die um sie waren, die Genesenden und Kranken, erhoben sich und waren ergriffen, daß sie beiseite gingen. Sie aber nickte und lächelte ihnen zu. Und ihre Hände lagen auf dem Haupte des Marquardt.

Lange, lange darnach noch fand man sie beide inmitten der Rosen und Büsche, beim Springbrunnen, und inmitten eifriger Reden. Und sie wunderten sich der Marei; denn sie sprach viel und den ganzen Nachmittag und noch den Abend und mehr Worte, als der Springbrunnen Tropfen fallen ließ, und wie eine, die für ein ganzes Leben gutzumachen hat, was sie so oft und zur Unzeit geschwiegen aus Bitternis und allerlei Trotz und darob manche böse Stund gehabt und, ob sie auch selber dabei wohl am schwersten gebüßt, ihren Nächsten und Liebsten ein verbittert Leben bereitet. Also sprachen sie viel und lange von den Kindern, von der Gegenwart und Zukunft und auch von der Vergangenheit und sich. Und gingen ihnen gar herrliche, aber auch wehmütige Dinge auf. Zuletzt aber, da sie scheiden sollten, war ihnen wie zwei Liebenden, die sich eben einander in den Tod versprochen, dabei aber mehr noch als an den Tod an das Leben denken und also mit allerhand Sehnsüchten und Begierden auseinandergehen und es doch nicht können, also daß sie immer wieder zurückkehren zu einem letzten und aberletzten Worte. So vergaß auch die Marei zuletzt des Vetter Doktors Mahnung; denn sie war ganz ein Leben und eine Liebe, wie nie zuvor, und be-

teuerte und schwur ihm immerfort wieder zu: „Marquardt, sag's auch den Kindern: Ueber ein paar Tagen will ich euch heimkommen — über ein paar Tage bin ich bei dir!“

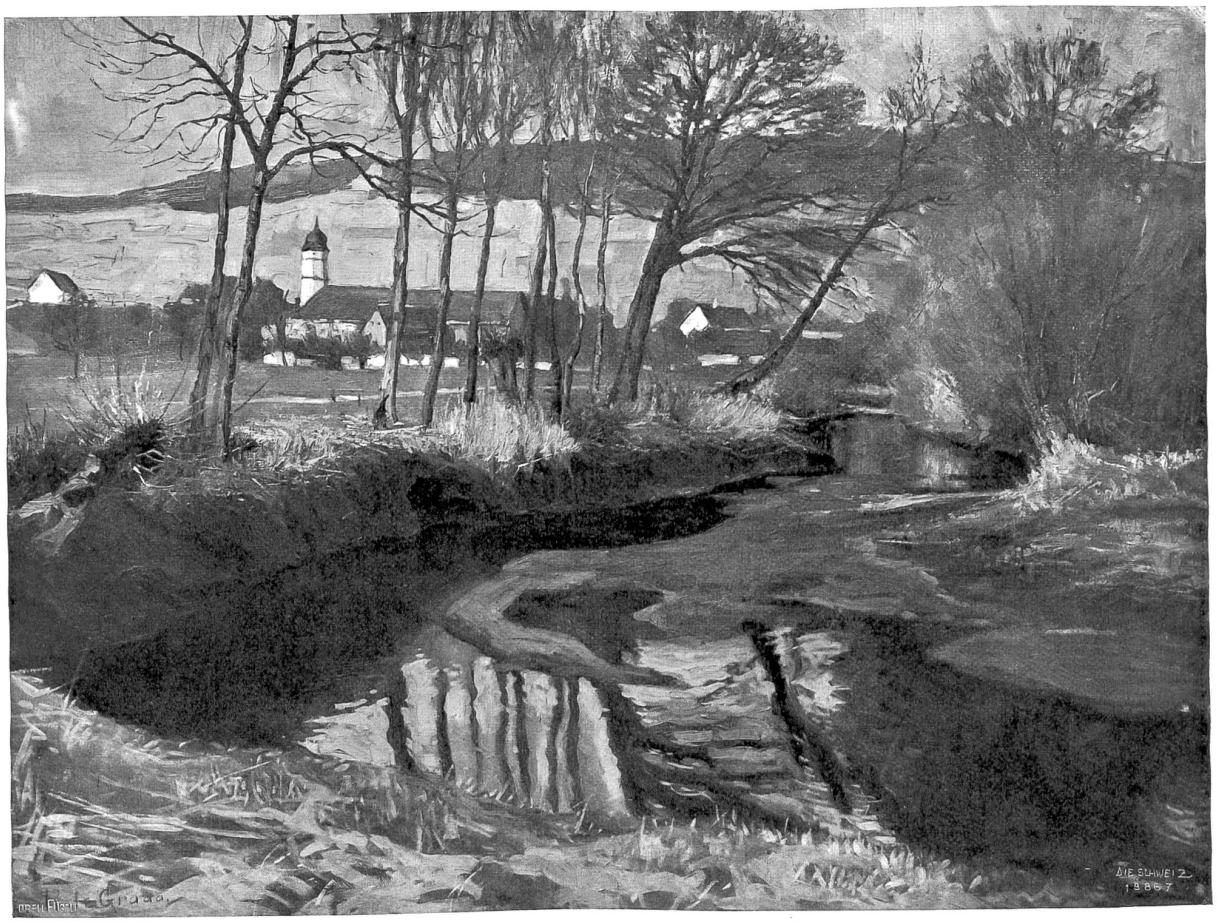
* * *

So neigten die Tage dem Herbste zu und waren kühler geworden, als es hieß, der Bischof sei im Land und gen Bischofszell zur Firmelung gefahren. Da aber erinnerte sich der Marquardt eines Versprechens, das ihm die Marei zuletzt noch abgenommen: das Kind, das Mineli, zu firmeln und dazu die Bas um die Gotte anzugehen. „Dank oder Undank,“ hatte sie gesagt, „es ist eins wie's andre. Und wenn sie's für nichts achtet, so unehrt's dich nicht; denn es bleibt in der Familie und unehrt sich selber.“ Da war denn der Marquardt hinübergegangen und sagt's der Bas: daß es der Marei Will und letzter Wunsch wär, und wenn sie jetzt auch in die Welt schau als eine, die wieder aufkommen will, so möcht er's doch nicht am Gewissen haben, wenn es den andern Weg gehen müßte. Da sagte die Bas dem Marquardt zu und stand andern Morgens etwas nach der Frühmesse vor dem Marquardtenhause, zog ein Scheit aus der niedern Holzbeige unter den Stubenfenstern und klopfte an den Laden. Der aber fiel rasch herunter, und der braune Haarschopf des Firmlings schoß zum Fenster heraus: es müsse nur noch die Milch abheben und vollends auftischen, beschied das Kind die Bas, und wäre schnell fertig. Das war glaubhaft, hatte es doch weiter nichts anzuziehen denn sein altes Sonntagröcklein, weder Strümpf noch Schuh noch Hut, und schritt also barfuß neben der Bas das Land herauf zur Firmelung. Es war aber ein kalter Morgen und taute, und die Füße des Kindes röteten sich vor Frost, also daß es zuweilen stillstand und gleich einem Storche sich auf ein Bein stellend Fuß und Bein rieb, wechselweise, sodaß sich die Bas ärgerte und es ihr verwies. „Wirst noch ganz anderes leiden müssen als einen Septemberfrost,“ schalt sie, „wenn du erst groß bist!“ Da wurde das Kind traurig, dachte der Mutter und begann leise vor sich hin zu weinen. Die Bas aber schritt ärgerlich fürbaß in ihrem schwarzen Feiertagsstaate, daß die schwere Silberkette um das Mieder bei jedem Schritte klirrte und klingelte. Denn sie war schmächtig von Gestalt und etwas gebogenen Rückens und brachte das Mieder nicht anders denn mit einem doppelten Paare wollener Strümpfe in jene Form und Rundung, die der Bäuerin vor den Männern Ansehen zu geben pflegt. Aber da sie von dem Langen her wohl wußte, daß auch andere Dinge auf der Welt der Frau ein Ansehen geben, war ihr die silberne Kette lieb am Mieder. Und um zu zeigen, daß sie echt wäre, hatte sie zwei schöne gelbe Goldstücklein mit dem Napoleonskopf in die Kette fügen lassen, und die trug sie zuvorderst.

So kam es, daß das Mineli, wie es schon in der Bibel heißt, „die Schuhe vor der Tür des Tempels ließ“ und gleich dem armen Zöllner sich zuhinterst hätte bergen mögen, die Bas aber mit kurzen trippligen, etwas eigenwilligen Schritten und den Rock ein weniges hin- und herschwenkend an den Altar trat und zum Bischofe. Der aber war ein hoher schmaler Mann, roten freundlichen Gesichtes, hatte einen seltsamen hohen Hut gleich einem zwiefachen Turme auf, unter dem ein paar weiße Locken hervorquollen. Seine Augen glänzten aus tausend verkniffenen Falten klein, aber freundlich das Kind an, dem war, als stünd es vor dem leibhaftigen Herrgott, und der strahlte es so lieb und freundlich an, und es hatte doch nur ein verflicktes verschossenes Wollenröcklein und nichts sonst. Und es begann zu weinen. Er aber sprach sanft und in einer wundersamen fremden Sprache zu ihm und nannte es bei Namen, einem klartönenden langen und herrlichen Namen, wie ihn die Heiligen auf den Bildern tragen. Und dann klopfte er dem Kinde mit der feinen leichten Hand an die Wange, es gleichsam zum Ritter schlagend, zum Ritter über ihr Leben und alles, was darin gut und böse. Und so schlug er das unvernünftige Kind zum erwachsenen großen ernsten Menschen, und kam doch noch zu spät; denn das Leben hatte es vor ihm geschlagen. Wie nun das Kind da aufstand und sich wandte, waren Furcht und alle Scham von ihm gewichen, daß es mit Würde und Festigkeit durch die Kirche und die Menschen hinging und ein Stolz in ihm war und eine Freude über das eine, was ihm nun allein und ganz eigen: seinen klartönenden langen und herrlichen Namen. Darüber begann es die silberne Kette der Bas samt ihrem Sonntagsstaate zu verachten.

Im „Bädlein“ setzten sie sich eine Weile. Die Bas ließ dem Mineli einen Most und ein Brötlein kommen, und da sich ein Dörfler mit seinem Gespann einfand, setzte sie sich gar bald mit ihm auf den Bock und fuhr heim und davon; denn sie wollte dem Lang noch zu Mittag kochen, fürchtete im stillen wohl auch, daß ihr auf die Länge noch der zweite Batzen aus dem Beutel fahre. Das Mineli aber trank langsam seinen Most und aß mit Andacht sein Brötlein, sodaß eine schöne Zeit verstrich und es Haus und Garten und all die Leut und Dinge umher in Muße und genau betrachten konnte und es ihm wohl gefiel da draußen in der fremden Welt. Dazu rauschte der Fluß hinter dem Haus herauf, und unfern surrte eine Säge, und war an allen Ecken bescheiden, aber emsig was lebendig, ein Handwerk oder ein Gewerbe, eine Schmiede oder eine Mühle im Gang. Und ihr schien da schön zu schaffen und zu leben, die Leute auch zufriedener und freundlicher als die hungrigen, geizigen, gelbgedörrten Bauern daheim. Ungern machte sich das Kind endlich auf, ungern und oft verweilend schritt es durch die Straßen hinaus. Auf der Brücke aber hielt es noch einmal an, sah zurück auf den freundlichen Ort und hinab auf die Säge, die Mühle und den Fluß und seine blitzenden Wellen, und auch dort noch schienen ihr die munteren Fischlein voll hurtigen Mutes und Schaffens hinauf- und hinunterzutauchen und auch hinauszuschwimmen mit den Wellen, hinaus in die Thur, und weiter, in den Rhein, und weiter, hinaus in die weite fremde Welt. Und es überfiel sie eine rechte Sehnsucht dorthin, weit, weit hinaus unter freundliche fröhliche Menschen in die Fremde, und lange stand sie so, den Ellbogen auf das Geländer und den Kopf in die Hand gestützt, mit den Augen dem Strom in die Ferne folgend.

Es war etwas spät am Nachmittag, da das Kind die Landstraße hinaufwanderte zwischen den grünen



Raphael de Grada, Zürich.

Vorfrühling beim Kloster Fahr (1911).

Phot. Ph. & E. Link, Zürich.

Wiesen durch, darauf die Kühe mit schallenden Glocken weideten und die Buben unreife Aepfel und Birnen von den Bäumen schlugen. Indem sie aber von Zeit zu Zeit stillstehend und ausruhend den Baumwuchs übersah und ihn nach Aepfel- und Birnensorten unterschied und beäugte nach der Reife des Obstes, ward es spät, und die Sonne guckte schon recht schief und verwundert über die Thur und die Aecker herein auf die Kleine, und das Dorf erschien noch immer nicht. Wie nun ein schweres Müllergefährt des Weges kam, wunderte der Knecht sich des einsam wandernden Mägdleins, fragte es nach seinem Woher und Wohin und lud es zuletzt auf seinen breiten Wagen, wo es sich gar bald auf die leeren Mehlsäcke ausstreckte und einschlief. Und wie es so lag und schlief, träumte ihm von der Mutter, und die kam ihr entgegen über einem Rain, der aber stand voll hoher blauer Vergißmeinnicht, also daß ihr das Kraut bis an die Knie heraufstrich. Sie trug aber ein lang und schneeweiß Hemde vom Hals bis zu den Füßen. Ihr Gesicht war fremd und weiß, und daraus glänzten groß und weit ihre Augen, also daß das Kind erschrak und sich fürchtete. Jene aber hob langsam und wie mahnend die Hand und den Finger und winkte, winkte. Das Kind aber konnte nicht folgen, noch sich regen. Sie aber schwebte langsam durch die hohen blauen Blumen rückwärts, langsam, langsam, und winkte, winkte immer wieder, und zuletzt ganz fern, daß das Kind aufschrie. Und da sah sie noch einmal zurück mit großen traurigen Augen und sterbenswehmütig. Dann war sie einsmal verschwunden. Und wie das Kind auch rief und rief im Traume: „Mutter, Mütterlein, ich bleib bei dir, ich will nicht hinaus in die Fremde, ich bleib bei dir!“ so war das alles wie der Kuckuck im Wald, der ruft, und gibt ihm der Wald doch nur die eigene Antwort wieder. Plötzlich aber rollte ein furchtbarer Donner über dem Kinde, also daß es erwachte und die Augen aufschlug. Aber es war stockfinstre Nacht und fiel ein prasselnder Regen auf den Müllerwagen. Der Knecht aber hatte dem Kind einen Sack übergeworfen, der es schützte vor dem Regen, und trieb die Rosse, daß sie klapperten und stampften, und der Wagen hotterte und rasselte durch die einsame schwarze Nacht. Da rollte abermals und weithin ein Donner, und ein fahler Schein fuhr hoch über dem Wagen durch die Luft, daß man Bäum' und Sträucher und Wiesen und alles wie am hellen Tage sah. Dann fuhr er zur Seite fern in die Erde nieder wie ein lichter Streifen, der sich aufrollt. Und wieder grollte ein langer Donner nach, und dann zuckte's links und rechts, neben und über dem rasselnden Wagen auf, schneller und schneller und lauter und anhaltender, zuletzt aber ununterbrochen krachte das Donnern, also daß das Kind wie in einem feurigen Regenbogen in Todesängsten saß und laut betete. Mit einem Male hielt der Wagen, aus der Dunkelheit tat sich eine Tür auf, und daraus strömte heller Schein: es war die Mühle. Da nahm der Knecht das Kind in die Arme und trug es hinein und auf die Ofenbank, bettete es mit trockenen Decken und trug ihm noch eine Milch zu. Aber es war müde, warf nur noch einen Blick auf die Wanduhr, deren Zeiger auf die dritte Morgenstunde rückte, und dann entschlief es sanft.

Am selben Tage aber, da das Kind zu Bischofszell gefirmelt wurde, war die Marei aus dem Lehnstuhle aufgestanden, hatte einen Fuß vor den andern gesetzt und fing also an, gleich einem Kinde, gehen zu lernen. Es war nun vierzehn Tage her, daß sie dem Marquardt und den Kindern versprochen hatte heimzukommen, und eine mächtige Unruhe und Ungeduld in ihr. Würde er jetzt nicht kommen, sie zu holen? Und nun konnte sie ihm nicht einmal folgen; denn die Füße wollten noch immer nicht, ein Wägelchen aber vermochten sie nicht. Würde da der Marquardt nicht ungeduldig mit ihr und schelten und wieder allein heimgehen? Und sie ließ sich in den Garten führen und sich hinstellen an das schmiedeiserne Tor, setzte einen Fuß vor den andern, ging also hin und wieder und spähte hinaus und die Halde hinauf, an den Wald und die Straße, ob sie da keinen herabkommen sähe, der ihrem Marquardt gliche. Und dann überkam sie auf einmal ein großer wilder Hunger und eine Lust zu essen und zu schlingen, also daß sie die Wärter und die andern alle zusammenrief und sie in Gottes Namen um Brot und Essen bat. Die aber freuten und wunderten sich und brachten ihr alle das Beste und Meiste, was sie hatten. Sie aber verschlang alles. Danach spähte sie wieder hinaus ins Grüne. Und lag ihr der Wald und die Aecker, die Wiesen und Straßen und Häuser und alle Welt voll goldener Sonne, daß sie eine grenzenlose Lust überkam und ein Hunger, hinauszugehen zum Leben.

Also stand sie mit Sehnsucht um Elf und um Zwölf, ja um die Vesperzeit noch am schmiedeisernen Tore, sah die Halde hinauf übers Grün nach dem Wald an die Straße — immer noch, als sie längst wußte, daß er nicht mehr kommen würde. Dann aber ward sie stiller und müder. Und wie der Abend und die Wolken nahten und die Kühle um den Brunnen strich, verlangte sie ins Haus. Dort aber stellte sie sich abermals ans Fenster und sah hinaus und hinauf; abermals überfiel sie ein Hunger und eine Gier. Aber im tiefen Herzen glaubte sie nicht mehr recht an diese wilde Lust. Und wie nun die Schatten vom Walde niederstiegen und mählich Himmel und Halde und alles mit Dunkel erfüllten, wie die Sonne schräg über dem Schilf stand und die Wasser draus dunkel und rot wie Blutlachen emporschimmerten — da überkam sie ein kalter Schauer über den andern. Und wie der brünstige Rotkranz der Sonne über den fernen Seerücken erblich und ins Gelbe spielte und zuletzt ganz weiß ward und farblos, da verblich auch der Marei langsam ihre brünstige Hoffnung und ging ab und ward fahl und farblos, also daß sie still zu weinen und zu beten begann. Denn sie traute dem Leben nicht mehr.

Darnach aber ging sie zur Ruhe. Und die Einsamkeit und die Todesangst überkamen sie, also daß sie zu zittern und mit den Zähnen zu klappern begann und die Wärterin bat um ein Lichtlein. Und da sie das Lichtlein hatte, hörten sie sie noch etliche Male sagen und rufen nach dem Marquardt und den Kindern: „Hörst du nicht — Marquardt — hörst du — sag's auch den Kindern — übermorgen will ich euch heimkommen — über einen Tag und eine Nacht bin ich bei dir!“ Gegen die neunte Stunde aber vernahmen sie plötzlich, wie die Marei sich über ihrem Lager aufrichtete und laut auf-

schrie: „Jesus Mareia!“ Als die Wärterin mit einem Licht hinzutrat, war sie verschieden. Und sie drückte ihr die weiten offenen Augen fest und für immer zu und faltete ihr die schmalen blassen Hände über dem Herzen, das also einsam seine letzte Not gelitten.

Wie aber dies geschehen war, brach ein furchtbar Gewitter über die Gegend und den Spittel und den See herein, also daß die Kranken alle von ihren Betten aufstunden und umhergingen. Schreck, Angst und Kummer — wie war sie schon all dessen jetzt ledig, die Marei! Und doch lagen ihr Stirn und Hände noch warm vom letzten Pulse, und über ihrem Lager schwebte noch ihr letzter Seufzer.

* * *

Als das Mineli des andern Vormittages aus der Tür der Mühle ins Freie trat, waren Wolken über die Gegend gezogen, gleich langen grauen Leichenhemden, und blies ein frostiger Wind, also daß sich das Kind nach Wärme und nach seinem Heime sehnte und der Fremde überdrüssig ward. Und da sah es auch, gen Mitternacht über einem sanften Feldrücken, eine Turmspitze aufsteigen. Und die war braun und spitz und akkurat wie die daheim. Also nahm das Kind seinen Lauf über Felder und Wiesen und Stoppeläcker auf die Turmspitze zu und achtete wenig des eisigen Taus, der ihm die Füße rötete. Je mehr aber der Turm aus dem Boden wuchs, umso besser erkannte ihn die Kleine wieder, umsomehr lief sie und beschleunigte ihre Schritte. Denn nichts hat so Gewalt über den Menschen wie die Spitze seines heimischen Kirchturms.

Ernst Kreidolf, (Tägerwilen) München. Eigenes Exlibris (Originalphotographie).

Je näher sie aber dem Dorfe kam, umso stärker befiel sie eine sonderbare Angst und Ahnung. Denn sie gedachte des seltsamen Traumes. Wie es aber unter Menschen geht, daß sie vorziehen das Gute denn das Böse zu ahnen, überlegte das Kind im Laufen, es möchte wohl sein, die Mutter wäre heimgekommen und in ihrer Kammer, und da schickte sie ihr diesen Traum. Und sie weinte vor Freude und Angst und lief, lief. Und da sah es schon des Langen Dach zwischen den Bäumen aus der Tiefe lugen und das Dorf und stand auf dem letzten Hügel. Und wie es nun langsamer niederstieg, grüßten mattschimmernd, gleich trüben verweinten Aeuglein, die Fenster des Marquardtenhauses herauf: „Komm nur, komm nur, es ist lange schon, daß wir weinen, daß wir allein weinen!“ Dem Kinde aber war, als ob es an allen Zipfeln und Schößen gehalten werde, daß es langsamer ging und langsamer und den gebahnten Wegen nach niederstieg zwischen den Bäumen und Aeckern, Stauden und Feldern, die es allesamt so wohl kannte und die alle ihre Aeste hängten und die Zweige und die Blätter auch, und die waren welk und rot. Wie es aber über den letzten Graben trat aus den Bäumen und über die Straße auf die Hofstatt, siehe: da standen zwischen dem Langen- und dem Marquardtenhaus schwarzgekleidete Leute. Die gingen unter den mattschimmernden Fenstern und der Marquardtentüre hin und wieder. Wie aber das Kind noch so stand und sich das ansah, banger Ahnungen voll, rannte es auch schon der Marquardtlein von der Seite an und hastig, wie's seine Art war: „Kommst du? Die Mutter ist tot!“ Bei diesen Worten war dem Mineli, als hätte man ihm mit einem buchenen Scheite beide Beine unter den Knieen abgeschlagen, daß es umsinken wollte und eine Weile weder stehen noch gehen konnte. Als es nun aber der Marquardtlein über die Hofstatt und durch die Leute führte, die heulten und in die langen roten Sacktücher schneuzten, achtete niemand sein noch auch der andern Kinder.

In der Stube aber inmitten der Verwandten und Nachbarn stand breit und aufrecht und wirren Haares mit trüben traurigen Augen der Marquardt. Soviel sie ihm auch zuredeten, trösteten, schwätzten und jammerten, er tat keinen Mund abeinander. Nur daß zuweilen eine schwere Träne über sein gefurchtes Gesicht in den dunkeln Bart kollerte. Dann aber nahm er die Kindlein, und mußten alle aufknieen auf den Stubenboden, und beteten unter Schluchzen und mit laut erhobenen Stimmen die letzte Todesangst, wie die Marei sie gelehrt.

Andern Tages sollte die Beerdigung sein. Da aber die Kindlein der Marei kein schwarzes Tuch noch Gewändlein hatten — denn sie waren noch zu klein und nur das Mineli gefirmelt — gingen sie im Dorf herum, zu den Firmlingen, und baten sie in Gottesnamen und mit viel guten Worten um ihre schwarzen Röck und Jöpplein für den traurigen Tag, also daß man's ihnen nicht versagen konnte. Und sie zogen die Röck und Jöpplein an, und war ihnen alles zu groß: die Aermel und die Stöße, die Kragen und die Säume, und schluttete alles, daß sie aussahen wie in Kutten, wie Mönch' und Nönnelein, die Buße tun.

Also ging der Marquardt mit den Kindern am hellen Vormittag die Kostnitzerstraße hinaus in den Wald und am Pleienhof vorüber dem See und dem Spittel zu Münsterlingen zu. Es war ein später Septembertag,

Hermann R. C. Kirzel, Zürich-Berlin.
Exlibris Adolf Frey (Klischeedruck).

da die Sonne groß und freundlich scheint und sanft wärmend, wie einer Mutter Blick. Als sie vor das schmiedeiserne Tor des Spittels kamen, siehe, da lag die Marei in Rosen und weiß gebettet unter dem hellen Septemberhimmel, neben dem Springbrunnen, und der plätscherte und plauderte ihr eins, und von den Parkwipfeln pfiff ein spätes Finklein und pfiff ihr zu und um Antwort. Still und weiß lag die Marei im Sarge und lächelte; fein und blaß lächelte sie, wie sonst. Nur die Augen waren zu. Und alle, die Genesenden und die Kranken, umstanden sie im Bogen, weinten und warfen ihr letzte Blicke zu; denn sie hatten sie alle geliebt. Und dann trat der Marquardt, den runden Bauernhut in beiden Fäusten fest vor die Brust gepreßt, zu ihr hin, hob das trübe gefurchte Gesicht zu ihr auf. Und wieder rief, hoch von den Parkwipfeln und einsam, ein verlorenes Finkenpfeifen. Und dann stürzte der Marquardt hin, wie ein Holz, auf das knirschende Kies, in die Knie, daß seine Stirn vornüber und dumpf gegen die tannene Sargwand schlug und das wirre Haar die weißen Linnen berührte. Und also krümmte und schüttelte ihn das Weh, daß er einem alten gichtigen Manne gleich an der Erde hockte und die Kinder vor Jammer laut aufschrieen.

Da aber legte die Marei nicht mehr ihre schmalen blassen Hände streichelnd auf sein wirres Haar.

* * *

Am Abend, da der Marquardt und die Kinder vom Spittel gegen den Wald hinaufstiegen, hielten sie am Rand des Holzes noch einmal ihre Schritte an, sahen zurück und hinab auf das weiße Gemäuer am See und das kleine, seltsame, mit schwarzen Kreuzen gezierte Gärtlein an der Mauer gegen die Abendseite, und dort suchten sie und suchten mit scharfen sehnsüchtigen Augen ein Plätzlein und ein frisches schwarzes Kreuz: das Kreuz ihrer Mutter, der Marei. Und so oft sie sich auch zum Gehen wandten, immer wieder kehrten sie um, erst den Blick und die Augen und zuletzt auch noch die Füße, nach dem Plätzlein und dem Kreuz am See.

Endlich sagte der Marquardt, und seine Stimme klang ruhig und fest, ob er auch den Blick über der Kinder Köpfe hinaus ins Ungewisse wandte: „Laßt uns nun heimgehen, es wird kühl und spät!" Da sahen die Kinder zu ihm auf, groß und traurig und seltsam fragend: „Heim," fragten ihre Augen, „liegt unsere Heimat nicht dort unten, am See, sieben Schuh tief unter der Erde?"

Und ihre Füße trugen sie langsam und gleichsam widerwillig zurück, hinein in die Dämmerung und die Kühle des Waldes.

Schweizerische Exlibriskunst der Gegenwart.

Mit insgesamt vier Kunstbeilagen*) und achtundfünfzig Reproduktionen im Text. (Schluß). Nachdruck verboten.

Ehe wir den Reigen der Zürcher eröffnen, müssen wir eines Toten gedenken, der kraft seiner vollendeten Beherrschung der Radiertechnik und kraft seiner sprudelnden Schöpferlaune auch die Exlibriskunst um einen köstlichen Schatz bereichert hat. Daß Albert Welti mit seiner meisterlich geführten Radiernadel sein ureigenstes Fühlen, sein tiefstes Erleben niedergeschrieben hat, davon erzählen auch seine fünf Exlibrisblätter, in denen sein allzeit reger Drang zum Fabulieren, sein herzenswarmes Empfinden lebendig zum Ausdruck kommt. Wie schmerzlich ist es zu wissen, daß dieser Quell phantasievollen Gestaltens versiegt ist! Versiegt? Bleibt uns nicht die Hoffnung, daß er in seinem Sohne in frischer Kraft aufsprudeln wird?

Obwohl ein Thurgauer, gehört doch Ernst Kreidolf, München (Abb. S. 178) in Albert Weltis unmittelbarste Nähe. Waren sie doch Freunde, die sich nicht nur im Leben, sondern auch in ihrer Kunst viel Herzliches zu sagen hatten. Ist Welti ein geistreicher Romantiker, so ist Kreidolf ein sinniger Fabeldichter, der Blätter und Blüten, Käfer und Falter in köstlicher Personifizierung wundersame Geschehnisse erleben läßt. In einigen zartgetönten Originallithographien kommen diese Vorzüge seiner heitern poesievollen Darstellungskunst auch dem Exlibris zugut. Schade, daß zu diesen frühern Blättern nicht neue hinzugekommen sind, die Kreidolfs sinnige Eigenart noch intensiver zur Geltung bringen.

Der ersten einer, der vor Jahren, als das Exlibris den Bann der Heraldik abstreifte, das landschaftliche Motiv in dieser Gebrauchsgraphik einbürgerte, war Her-

Fritz Widmann, Rüschlikon.
Exlibris Paul Marx (Klischeedruck).

*) Die vierte Kunstbeilage wird in einem spätern Heft nachgetragen.